Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

41. Jahrgang.

1908 **Berlin-Bremen, den 23. September.** Nr. 39

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Glaube. Von G. Fittbogen. — Gottes Geschöpf. Von Ch. Ph. Heil. — Die Gefahr des Monismus. Von Ferdinand Jakob Schmidt. — Aus der reformierten Schweiz. Von Bittlinger. — Ehre. Von Saxo. — Anzeigen.

Glaube.

(Eine Schulandacht.)

Hebräer 11, 1. Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.

Liebe Schüler, Jahr für Jahr, Woche für Woche habt ihr Religionsunterricht, vielerlei könnt ihr lernen: biblische Geschichten und Lieder, dazu was die Helden des Glaubens — vor allem Luther, Paulus und Jesus — gewollt und getan haben. Wenn ihr das alles, oder doch einiges davon könnt, habt ihr dann Religion? Habt ihr dann Glauben? — Auch jener verruchte Mensch, der es einst versuchte, unseren ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. zu ermorden, konnte noch damals Gesangbuchlieder und Sprüche am Schnürchen aufsagen; aber Glauben hatte er darum doch nicht. Denn der Glaube ist nichts, was man sich durch Lernen aneignen könnte.

Der Glaube hat es überhaupt nicht mit den vergangenen Dingen zu tun, sondern mit den zukünftigen. Wenn wir trotzdem doch immer wieder zu den Männern der vorigen Jahrhunderte, zu Luther, Paulus und Jesus, zurückkehren, so tun wir es im letzten Grunde deshalb, damit wir uns von ihnen Mut machen lassen, damit wir die glühende Kraft des Glaubens und der Hoffnung, die diese Heroen beseelte, auch in uns hineinsaugen, daß wir fähig werden zu glauben und zu hoffen wie sie.

Glauben hatte Schiller, als er aus Stuttgart floh und die Fesseln eines lähmenden Berufs abwerfend, einer ungewissen Zukunft entgegenging. In ihm erklang gebieterisch eine Stimme: „Du bist zu etwas anderem als zum geknechteten Regimentsmedikus, du bist zum Dichter berufen!" Und dieser Stimme gehorchend, wagte er in der Zuversicht auf das, was er nicht sah, den Sprung ins Dunkle und gründete sein Leben auf Glauben.

Glauben hatte Luther, als er Papst und Kaiser zum Trotz nicht widerrief, sondern tat, was die innere Stimme verlangte. Denn was auch aus ihm selbst werden mochte, er war gewiß, daß die Wahrheit stärker sei als Kaiser und Papst, daß sie allen Hindernissen zum Trotz schließlich doch siegreich durch Schwerter und Spieße hindurchschreite.

Und wiederum hatte Luther Glauben, als er es ablehnte, Gemeinschaft mit den Rittern oder Bauern zu machen, um etwa mit Waffengewalt die Erneuerung der Kirche und der Religion zu erzwingen. Er meinte, daß die Wahrheit nur durch die geistige Kraft des Wortes sich Bahn breche, daß sie reine, unbefleckte Hände, daß der heilige Zweck heilige Mittel verlange.

Diesen Glauben hatte auch Jesus, als er die ganz ähnliche Versuchung überwand, sich an der Spitze der kampfbereiten Galiläer auf die römischen Legionen zu stürzen, um in blutigen Kämpfen sein Volk zu erlösen. Auch er handelte sein Leben lang in der Gewißheit, daß das Gute durch sich selbst zum Siege gelangen werde. Und so streute er die Samenkörner des Guten aus und starb in der Zuversicht, daß seine Arbeit nicht sinn- und zwecklos gewesen sei, daß seine Aussaat doch in mancherlei Menschenherzen reichlich Frucht tragen werde.

Und wir selbst haben Glauben, wenn wir hoffen, daß das Gute und Wahre schließlich doch immer dem Bösen und Unwahren überlegen ist. Diesen Glauben zu erringen und zu behaupten ist die ernste Angelegenheit des Mannes. Aber wenn ihm dieser Stern leuchtet, wird er sich durch das ermüdende Einerlei des Lebens und die zermürbende Not des Daseins nicht knicken oder auch durch den Rausch des Erfolges nicht umnebeln lassen; er wird sich durch den Wust von Unrecht und Brutalität, der ihm im Leben oft frech entgegentritt, das sichere Gefühl für Recht und Unrecht nicht verwirren lassen, und wenn er strauchelt, wird er sich immer wieder beherzt aufraffen, dem Ziel entgegen. Zwar mit den Augen sehen und mit den Händen greifen kann auch er das Ideal des Guten und Wahren nicht — aber er kann darnach handeln. G. Fittbogen.

Gottes Geschöpf.

Woher wohl stammt, was den Menschen erst zum Menschen macht, der seiner selbst bewußte Geist? Die Frage hat die Menschen immer wieder in ihren Bann gezogen von Uranfang bis heute. Früher glaubten sie, Antwort finden zu können. Ein Rätsel, so sagen die Wissenden heute, werde es bleiben immerdar. Ein Rätsel ist es jedenfalls heute noch; eine Frage, wie ein Abgrund tief, und auf den Boden sehen wir nicht. An des Abgrunds Rande standen sie, ein Menschengeschlecht nach dem anderen, und blickten in die schwarze Tiefe, ins Angesicht des Unerforschlichen. Woher kommt das: Bewußtsein? Was ist das: der Geist? Seitdem es Menschen gab, fühlten sie in sich sein Schaffen und sich Entfalten. Sie wurden von ihm

im Laufe ihres Daseins geführt — die Einzelnen und die Gesamtheit — zu immer freieren Höhen mit immer reicheren Ausblicken auf Leben und Welt. Sie fanden durch ihn neue Erkenntnis und neue Kraft; sie empfanden unter seiner Führung Entdeckerfreude im inwendigen Leben und dadurch Glück und Seligkeit. Sie spürten das Wirken des Geistes; aber das Rätsel seines Wesens blieb ihnen ungelöst, seine Herkunft vor ihren Augen verborgen. Und doch wagten die Menschen, diesen rätselhaften Geist als ihres Wesens wichtigsten Teil zu betrachten. Noch mehr sogar: weil sie sein Wirken als inneres Wachstum, als Fortschritt und Friede empfanden, darum leiteten sie ihn her vom guten Gotte, der sich mit grausiger Machtentfaltung und doch als ihr Freund ihnen offenbarte. Der aber ihres Wesens vornehmsten Teil geschaffen, der mochte recht wohl auch des Ganzen Schöpfer sein. Um des Geistes willen, den der Mensch im Gotte sowohl wie in sich selber waltend glaubte, kam er zu dem Satze: Gottes Geschöpf bin ich! — Der Mensch ist Gottes Geschöpf: Kein Satz der Wissenschaft war das, mit Gründen fest gesichert; keine Aussage der nüchternen Forschung, mit Beweisen schwer belastet. Sondern ein Bekenntnis frohgemuten Glaubens war's, voller Freude und Dankbarkeit für der Menschheit hohe Würde; ein begeistertes Bekenntnis zu dem Gotte, der sich so gut und gnädig erwies. Und ein Gelübde war's, aus ernstem, heiligem Wollen geboren, ein Gelübde, alle Kraft daran zu setzen, der jugendlichen Menschheit ganze Feuerkraft, damit erreicht werde das mit ahnungsvollem Sinne in weiter Ferne geschaute Ziel: das Geschöpf soll sein wie der Schöpfer, der Mensch soll sein wie Gott.

Es war im Uranfang ein traumhaftes Sinnen und Sehnen. In der alten Schöpfungs- und Paradiesessage hat es dann — einmal, nicht das einzige Mal — eine feste Gestalt gewonnen. Ein Dichter hat's mit großer Bildnerkraft zur majestätischen, tiefsinnigen Geschichtserzählung aus den grauen Tagen des Weltanfangs geformt. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, rein und schön. Ein Wunder war's, der Schöpfungswunder größtes. Nicht im klaren Sonnenlicht des hellen Mittags geschah das Wunderbare, sondern „ein Nebel ging auf von der Erde", der mit wogenden Massen den Boden bedeckt und die Lüfte erfüllt. Durch seine wallenden Schleier gesehen, gewährt alles einen fremdartigen, geheimnisvollen Anblick. Die Körper scheinen ihrer festen Umrisse beraubt, sie verschwimmen ineinander mit leise abgetönten Übergang, alles ist aufgelöst durch den fliegenden Nebel in fließende Bewegung. Was wirkt in diesem wunderbaren Nebel so geheimnisvoll? Will Festes sich auflösen und in seine Elemente auseinandertreten? Soll Gestaltloses, bisher nicht Gewesenes geformt werden zu neuer, fester, harmonischer Gestalt? Geheimnisvolle Macht wirkt und schafft, von des Nebels steigenden, fallenden Schwaden gedeckt; „Gott machte den Menschen." Kein profaner Blick hat es erspäht, des Dichters gläubig Auge allein hat es geschaut. Geheimnisse brütender Nebeltag mit zerfließendem, gedämpftem Licht gehört dazu, wenn der ewige Gott die Krone seiner Werke schafft, das rätselhafteste von allen, den Menschen. Er machte ihn „aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase". Irdisches und Himmlisches stellt er zu engem Bund zusammen, unzertrennlich verbunden und vermischt. Das Himmlische ist die Hauptsache, denn „also ward der Mensch eine lebendige Seele". Er ist ein Geschöpf Gottes, der ihn mit liebender Sorge umhegt, daß er im Paradiesesgarten lebe im Stande der Unschuld, heilig und rein.

So ist der Menschheit Sinnen und Sehnen Geschichte geworden. Die Wirklichkeit war schon lange anders als diese Geschichte aus der goldenen Zeit des ersten Menschentums. So trug das Bild, das der Dichter in die Vergangenheit malte, doppelte Unterschrift: Es war einmal — es wird einmal. Der Mensch ist Gottes Geschöpf, drum ist sein Ziel, zu sein wie Gott. So war er schon am Anfang seiner Bahn — doch, ach, wie weit hat seine Bahn ihn von dem Anfang weggeführt! So muß er wieder werden; gelobet es mit glühender Seele! So kann er wieder werden. Denn nicht um neue Erwerbungen handelt es sich, sondern um Wiedererwerben von Verlorenem allein, denn schon im Anfang war er, als er frisch aus Gottes Händen kam, heilig und rein wie der, der ihn erschuf. So straft und tröstet, so beugt und erhebt zugleich des alten Volkes Gedankendichtung des Hörers Herz und Sinn.

Und also wirkend ist die Sage von der Menschheit Kindertagen durch die Jahrhunderte gegangen. Sie schritt durch lange Reihen von Geschlechtern, die unterm Joch der Sünde gingen und die ein kalter Schauer ergriff im Angesicht der Schuld. Sie schritt an ernsten, verhärmten Menschen vorüber, die mit düsteren Blicken nur auf Welt und Leben schauen konnten, weil sie mit allem schmerzhaft schweren Grübeln nichts anderes als dieses zu finden vermochten: „Das Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf." Die Sage schritt zwischen ganzen Völkern hin, die alle des Treibens müde waren und ermattet fragten: „Was soll all der Schmerz und Lust?" und die aus Herzensgrunde mit brünstigem Verlangen sich sehnten nach Erlösung. Und neben der Menschen dunkle Gedanken von Verderbtheit und ererbter Sünde stellte des alten Frommen fortwirkender Geist die leuchtende, frohe Gewißheit: Der Mensch ist Gottes Geschöpf! Und allem verzweifelten Pessimismus gegenüber blieb dieser Optimismus siegreich, stark und froh: Wir sind nicht nur da, um vernichtet zu werden als ein verkehrtes Geschlecht; wir leben in der Welt, um gleich zu werden dem Bilde Gottes!

Als die Kirche ihre Dogmatik baute, da wurde diese ganz und gar um den Erlösungsgedanken herumgebaut. Der setzte eine in Schuld verstrickte, zum Guten unfähige Menschheit als Gegenstand der Erlösung voraus, nicht aber ein Geschlecht, das Gott nach seinem Bilde geschaffen hatte. Und dennoch kam die Dogmatik nicht an dem Glauben vorbei, daß der Mensch Gottes Geschöpf sei. Sie nahm ihn auf und baute ihn in ihr Gebäude mit hinein. In starre Formeln unfruchtbarer Spekulation wurde da zusammengepreßt, was einst lebendiger, den Willen bewegender, das Herz erfreuender freier Gedanke war. Als historische Tatsache ward nun hingestellt, was einst in begeistertem Schauen die Dichtung schuf. Und mit diesem geschichtlichen Tatbestand der Urzeit wurde zusammengekoppelt die Zweckbestimmung, der die Menschheit dient: der Gottheit Ebenbild zu werden, heilig und rein. So wie das Leben der meisten dieser Kirchenmenschen auseinanderfiel in Sünde und Bekehrung, so sahen sie das Leben der Menschheit auseinanderklaffen in einen tiefen Fall und langsamen, mühsamen Aufstieg zu der ursprünglichen Höhe. Es war ein Kreislauf, der zu seinem Anfang zurückkehrt.

Wir können froh und dankbar sein, daß die Gedanken, von welchen wir reden, an sich lange nicht so starr sind wie sie erscheinen als Teile des Systems, mit welchem wir sie meist empfangen haben. Denn wäre ihre Beweglichkeit und Fähigkeit, sich anzupassen an andere Ideen, wirklich so gering, wir müßten gleich von ihnen Abschied nehmen. Weil sie zu anderen Gedanken, die wir nicht lassen können, im Gegensatze stehen. Es ist uns nicht mehr möglich, in dem von der Dogmatik gewollten wörtlichen Verstande jene Geschichte, daß Gott den Menschen schuf, in unser Bild von Welt und Menschheit einzufügen. Geschichte im Sinne eines Tatsachenberichts, Geschichte im Sinn der Wissenschaft und Forschung ist jene Erzählung nicht, aus welcher die Dogmatik ihre Sätze vom unschuldig reinen Urstand der Menschheit gewann. Aber die Erzählung will das ja auch gar nicht sein. Sie war ein kühler Brunnen, der barg manch labenden Trank. Dann waren Leute gekommen, die hatten den Brunnen zugedeckt und über der Decke ihren Tempel gebaut. Der

Tempel ist zerfallen. Nun heben wir die Decke ab und legen den Brunnen wieder frei. Und viele werden kommen, die Verlangen haben nach frischem Wasser, und werden sich satt und selig trinken.

Aber auch die alte Sage selbst, die hinter dem Dogma von der Gottebenbildlichkeit ist, hat einen Zug, den wir ausmerzen müssen. Sie singt mit frohem Klang die ewig wahre Kunde, daß Gott den Menschen schuf. Aber sie singt zugleich mit wehmutsvoller Klage das Lied vom einst besessenen und jetzt verlorenen Paradies. Sie weiß für die Menschheit kein anderes Ideal, als das Gut der Vergangenheit. Sie weiß ihrem Streben kein anderes Ziel, als zu werden, was sie einst schon war. Sie kann sich die Weltentwicklung nur denken als Kreislauf, der zu seinem Ausgangspunkte wiederkehrt, und nicht als gradlinigen Aufstieg zu neuen, sonnigeren Höhen. Es fehlt in der biblischen Sage, was unseres Denkens Grundlage ist, der Gedanke der Entwicklung. Auch dieses wunderbare, gedankentiefe Gedicht, dessen Schönheit wahrhaftig unvergänglich und unerschöpflich ist, war für die ewige Wahrheit nur ein vergängliches Kleid. Wir bewundern sein feines und zartes Gewirk. Wir verehren es wie alles, was ein gottgesandter Meister schuf. Aber die Wahrheit, die wir gewonnen haben, bekleiden wir nicht mehr damit. Wir nehmen hin, was uns die Forscher unserer Tage sagen, daß die Menschheit aufstieg und sich heraufentwickelte aus dunklen Tiefen bis zur heutigen Höhe in mühevollem Kampf. Kein Urstand war im Anfang, der schon vorausnahm, was fernste Zukunft erst erreichen wird. Keine Rückkehr ist der Weltenlauf, sondern gradliniger Fortgang und Aufstieg. Nicht hinter uns in weltenweiter Ferne grauer Tage liegt das Paradies, sondern vor uns haben wir's. Und zum Teil auch schon in uns.

Ja, in uns und jetzt schon! So sagen wir, weil wir doch festhalten in sorgsamen Händen die kostbare Kernwahrheit der alten Geschichte: der Mensch Gottes Geschöpf. Wir halten sie fest, weil der Entwicklungsgedanke allein dem Glauben doch nicht genügt. Entwicklung sagt uns etwas von dem Weg, auf dem wir gehen; sie sagt uns aber nichts vom Ziel. Entwicklung sagt uns, wie wir vorwärts schreiten, sie sagt uns aber nicht, warum, und nicht, wozu. Deshalb halten wir fest: Der Mensch ist Gottes Geschöpf. Aber ist das nun nicht ein bloßes Zudecken der Frage? Ist die Antwort mehr als bloßes Wort, das sich rechtzeitig einstellt, wo Begriffe fehlen? Das kommt ganz auf die einzelne Persönlichkeit an. Wo einer auf diese Antwort und auf die Überzeugung, welche in ihr steckt, sein ganzes Leben gründet; wo jede Tat und jedes Wort, das eine Tat bedeutet, sich klar als einen Sproß aus dieser Wurzel offenbart, da wird der Verdacht von selbst verstummen, daß wir Gott nennen nur, weil sich „mit Worten trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten" läßt. Denn das ist der letzte Grund, warum wir neben dem neuen Gedanken die alte Wahrheit behalten: weil wir sie brauchen, um unser Selbst zu behaupten. Entwicklung lehrt den Einzelnen bewerten als vorläufigen Abschluß einer langen Reihe; als Abschluß, der seinen Wert in sich selbst hat, und doch wieder nur als ein Vorläufiges, über das die Menschheit weiter geht wie über eine Treppenstufe. Die Persönlichkeit kann ihren ewig bleibenden Wert, ihre ganze Einzigartigkeit nur finden und behaupten in der opferwilligen Hingabe an überpersönliche Zwecke und Ziele. Der höchste Zweck, das letzte Ziel ist Gott. Deshalb liegt darin die Seligkeit und der Seelenfriede: der Mensch ein Geschöpf Gottes!

Winzenheim. Ch. Ph. Heil.

Die Gefahr des Monismus.

Von Ferdinand Jakob Schmidt.

Kaum daß sich die geistige Entwicklung unseres Volkstums aus der trostlosen Verflachung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein wenig zu erheben beginnt, so tritt in der monistischen Bewegung schon wieder eine neue Krankheitserscheinung zutage. Es scheint fast, als ob der geistige Organismus unserer Nation nahezu alle Infektionsstoffe der Reihe nach in sich aufnehmen und verarbeiten müßte, um danach erst wieder, gegen alle Ansteckungsgefahren gefeit, von seinem Siechtum zu gesundem, schöpferischem Tun aufzuerstehen. Aber nicht ausgeschlossen ist leider auch die andere Möglichkeit, daß dadurch die gesunde Entwicklung des deutschen Geistes dauernd verkümmert und unsere Nation für immer an der Verwirklichung ihrer weltgeschichtlichen Mission verhindert wird. Der Monismus ist der Grundrichtung unserer Geisteskultur prinzipiell entgegengesetzt.

Worin besteht diese universelle Bestimmung des deutschen Volkes? — Es ist schon charakteristisch, daß wir danach erst noch fragen müssen. So unsicher und dunkel ist inzwischen das Bewußtsein von dieser Weltsendung des germanischen Geistes selbst in den gebildeten Ständen geworden, daß die letzten Generationen vor lauter Begeisterung für den fremdländischen Positivismus, erst für den psychologistischen, dann für den monistischen, kaum noch einen Hauch ihres eigenen ursprünglichen Volksgeistes verspürt haben. Und doch kann schon seit der Reformation, ganz sicher aber seit dem Zeitalter unserer klassischen Philosophie und Literatur, kein Zweifel mehr darüber herrschen, welches die weltgeschichtliche Aufgabe sei, zu deren Lösung das Germanentum berufen worden ist. Man spüre den geheimnisvollen Beweggründen unserer Reformatoren nach, man vertiefe sich in die letzten Schaffensgründe unserer großen Denker und Dichter, und man wird überall auf denselben Grundzug stoßen, daß alle diese religiösen, philosophischen und künstlerischen Bestrebungen letzthin auf das eine Ziel gerichtet sind, die Freiheit des Selbstbewußtseins als die Grundwahrheit der Natur und der Geschichte zu begreifen und zu verwirklichen. Mag Luther dieses Problem erfassen in dem religiösen Gedanken „von der Freiheit eines Christenmenschen"; mag Lessing statt dessen sprechen von der moralischen, oder Schiller von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes; mag Fichte sagen: „Das ist der Zweck des Erdenlebens der menschlichen Gattung: alle seine Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einzurichten", oder mag Hegel das Grundprinzip aller Entwicklung dahin aussprechen, daß sie sei: ein Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, — so sind das alles nur Äußerungen und Momente derselben Zentralidee, daß das unendliche Selbstbewußtsein und nicht das endliche, materielle Naturbewußtsein, daß der Geist und nicht die Natur die allschöpferische, allbestimmende Urmacht und darum das Prinzip der wahren Freiheit sei. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder ist der Geist oder die Natur die alles aus sich bestimmende Macht. In jenem Fall ist die Natur dem Geist ein- und untergeordnet, und ist daher selber ein Geistiges; in diesem Fall ist dagegen der Geist das Untergeordnete, und ist daher selbst ein Natürliches, Materielles. Wie dieser Streit zu entscheiden ist, soll hier nicht von neuem untersucht werden. Tatsache aber ist dies, daß die ganze abendländisch-christliche Kulturentwicklung darauf beruht, daß der Geist als das überragende, allschöpferische und allbestimmende Grundprinzip erkannt wurde, oder, religiös ausgedrückt, daß nicht die Natur, sondern der Geist Gott sei. Die ewig denkwürdigen Worte, die zu der Samariterin am Jakobsbrunnen gesprochen worden sind, haben nicht gelautet: Gott ist Natur; sondern: „Gott ist Geist und die

ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Macht das also die Grundidee und den Grundcharakter der ganzen europäischen Kultur aus, daß der Geist als das alles in sich begreifende, alles aus sich heraussetzende und alles wieder in sich zurücknehmende Urwesen der ganzen Menschheit durch den christlichen Glauben zum Bewußtsein gebracht wurde, so tat der Protestantismus und mit ihm das Germanentum noch einen weiteren Schritt. Im Katholizismus nämlich war dieser unendliche Geist nur erst als das Urwesen des göttlichen Selbstbewußtseins geltend gemacht worden, noch nicht aber zugleich auch als das wahre Wesen jedes individuell-menschlichen Selbstbewußtseins. Daß aber nicht nur Gott, sondern auch jeder einzelne Mensch seiner wahren Wesenheit nach freier Geist ist, dieser ungeheure Entwicklungsfortschritt, der die mittelalterliche Kulturepoche grundlegend von der modernen scheidet, macht die schöpferische Idee des Protestantismus aus. Auch diese Erkenntnis hat sich zuvörderst in der Form des religiösen Bewußtseins durchgesetzt. Als solche besagt sie zunächst dies, daß die reine Wahrheit nicht nur in der Gestalt der kirchlich-priesterlichen Offenbarungsüberlieferung gegeben ist, sondern daß der Geist des göttlichen Selbstbewußtseins in dem Selbstbewußtsein jedes gläubigen Menschen sich auch heute ebenso lebendig und beständig vergegenwärtigt, wie er sich vorher im Urchristentum offenbart hat. Damit hat das Priestertum aufgehört, als der ausschließliche Träger und Vermittler der göttlichen Wahrheit zu gelten, und es ist vielmehr dadurch zur Anerkennung gebracht, daß jedes gläubige Individuum ein lebendiges Organ der Verwirklichung des göttlichen Geistes ist. In dieser Grundidee des Protestantismus sind näher drei Hauptmomente enthalten: 1. Jeder Mensch ist seinem wahren Wesen nach selbst eine bestimmte Erscheinung des unendlichen Geistes; 2. er vermag durch die Hinwegräumung der natürlichen, individuellen, selbstischen Schranken den unendlichen Urgrund alles Endlichen in sich selber zu erfassen, und endlich 3., insofern er sich hierdurch von seiner eigenen individuellen Naturbeschränktheit frei macht, ergreift er auf diese Weise den von aller Begrenztheit unabhängigen Bestimmungsgrund der wahren Freiheit. Das ist es, was der reformatorische Begriff des Glaubens besagt. Denn dieser Glaube ist kein äußeres Fürwahrhalten, sondern er ist der innere Vereinigungsprozeß, durch den der Mensch seinen endlichen, selbstischen Geist in dem unendlichen Geist der allumfassenden Liebe Gottes aufhebt und dadurch diesen göttlichen Geist und Willen zu dem religiösen Bestimmungsgrunde seines eigenen Lebens macht. Daß die Verwirklichung dieses Glaubensprozesses die freie, eigene, persönliche Angelegenheit jeden Individuums sei, diesen Weg zur wahren Freiheit der ganzen Menschheit zugänglich zu machen, das ist die Universalmission des Protestantismus.

Von diesem reformatorischen Grundgedanken, daß nicht nur Gott, sondern jeder Mensch seinem wahren Wesen nach Geist sei, mußte die Entwicklung dieser germanischen Kulturidee alsbald zu der weiteren Erkenntnis übergehen, daß auch die gesamte übrige Natur ein Geistiges oder m. a. W. eine Erscheinung des Geistes sei. Den Grund zu dieser umfassenderen Entwicklung jener Idee hat dann Kant gelegt. Er führte den Nachweis, daß nicht nur Raum und Zeit, sondern auch die Gegenstände der Außenwelt aus der Urvernunft des allgemeinen Selbstbewußtseins ihre notwendige und allgemeingültige Bestimmung empfangen. Die Begriffe der Ursache und Wirkung, der Kraft und der Materie, des Dinges und seiner Eigenschaften, sie haben alle in dem allgemeinen, sich seiner selbst in der Natur bewußt werdenden Geist und nicht in dem materiellen Naturbewußtsein ihren wahren Ursprung, und somit ist die ganze Natur selber nur eine Erscheinung dieses unendlichen Selbstbewußtseins oder des Geistes. Damit war ein neuer weltbewegender Fortschritt zur Vollendung der germanischen Freiheitsidee vollzogen. Denn auch durch die reformatorische Bewegung war nur die Abhängigkeit des Menschen von seiner eigenen individuellen Natur überwunden, aber noch nicht diejenige von der äußeren Gesamtnatur überhaupt. Der Mensch stand dieser nach wie vor unfrei gegenüber. Jedoch nicht darin bestand diese Unfreiheit, daß der Mensch sich der Natur anpassen, ihren Gesetzen und Veränderungen Genüge leisten muß, sondern darin, daß diese Naturgewalten seinem Geiste gegenüber noch wie eine fremde Macht bestehen blieben. Es mußte erst erkannt werden, daß auch die Naturgesetze ihren letzten Ursprung zwar nicht in dem endlichen, wohl aber in dem unendlichen Geiste haben, wenn der Mensch von den mechanischen und organischen Naturgestaltungen als einem fremden Zwange frei werden sollte. Nachdem nämlich durch unsere klassische Philosophie zur Einsicht gebracht war, daß nicht nur Raum und Zeit selbst, sondern auch alle materiellen Bewegungserscheinungen — als ein Produkt der gesetzmäßigen Bestimmungen von Raum und Zeit — ihre Wurzel in dem allschöpferischen Geiste haben, vermag sich der Mensch auch diesem Zwange der Naturerscheinungen gegenüber in Freiheit zu setzen. Denn nunmehr ist ja auch die Natur als eine Abhängigkeitserscheinung desselben unendlichen Geistes erkannt, den der Mensch schon im religiösen Bewußtsein zum inneren Bestimmungsgrund seiner Freiheit gemacht hat. So wird das endliche Selbstbewußtsein, das seine individuelle, natürliche Beschränktheit in dem unendlichen Geist aufhebt, nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen die Natur frei. Freiheit ist nicht Willkür, sondern allgemeingültige Bestimmung allein aus sich selbst; infolgedessen ist frei nur der unendliche Geist — und der Mensch, sofern er die endliche individuelle Beschränktheit seines natürlichen Daseins geistig aufhebt. Ist nun aber die Freiheit die Grundidee der germanischen Kulturentwicklung, so muß in diesem unseren Volkstum notwendigerweise auch der Geist und nicht die Natur, das unendliche Selbstbewußtsein und nicht das Naturbewußtsein als das allbestimmende Prinzip der Natur und der Geschichte durch unsere Kulturarbeit zur ausschließlichen Herrschaft gelangen. Abfall von dem geistigen Prinzip der Freiheit ist daher Abfall von der Urbestimmung unseres eigenen Volkstums.

Erwägt man dies, so kann über die monistische Bewegung, die gegenwärtig diesen Namen für sich in Anspruch genommen hat, kein anderes Urteil gefällt werden als dies: der Monismus ist der erneute Versuch eines Abfalls von unserer weltgeschichtlichen Kulturmission. Und das ist nun die Gefahr, die in diesen sektiererischen Bestrebungen liegt, daß die geistige Spannkraft unserer nationalen Gesamttätigkeit dadurch gelockert wird. An sich ist freilich dieser Monismus ebenso saft- und kraftlos wie der Materialismus und der Psychologismus, und er ist nur solange eine Gefahr, als seine Grundtendenz nicht klar erkannt ist; aber solange dies nicht geschieht, bleibt er für viele ein trüber Quell vielfacher Hemmungen und Konfusionen.

Der Name „Monismus" klingt ja sehr unschuldig. Denn dieser Begriff bedeutet nichts anderes als die Erklärung der Gesamtheit alles Lebens und aller Dinge aus einem einheitlichen Prinzip. Das will aber alle echte Wissenschaft, und daher wäre gegen diesen bloßen Namen nichts Besonderes einzuwenden. Das Gefährliche dieses modernen Monismus beruht jedoch darauf, daß als dieser einheitliche Erklärungsgrund nicht ein geistiges, sondern ein geistloses, nicht ein freies, sondern ein knechtisches Prinzip geltend gemacht wird. Zwar sind, wie sich in

einigen neueren Zusammenstellungen gezeigt hat, die monistischen Ansichten an sich sehr geteilt; einig sind sie sich jedoch in dem einen Punkte, daß nicht der Geist, sondern etwas Ungeistiges, Unbewußtes der universelle Urgrund sein soll. Allerdings zum reinen Materialismus wagt man doch schon jetzt nicht mehr recht zurückzukehren; aber, was man an seine Stelle setzt, ist doch nichts Besseres, sondern nur etwas, das weniger konsequent ist. Wohl möchte man über den Dualismus, über die Zwiespältigkeit von Leib und Seele, von Körper und Geist, von Stoff und Bewußtsein gern hinweg; man sagt sich, daß diesen Gegensätzen doch zuletzt etwas Einheitliches zugrunde liegen müsse; aber nun erneuert der Monismus den alten, schiefen Gedanken, daß diese Ureinheit etwas Neutrales, etwas Indifferentes sein müsse, in dem jene Gegensätze noch ungeschieden enthalten wären. Dabei denken die einen mehr an einen belebten Stoff, die anderen dagegen an ein noch unbewußtes Wesen. Es können daher jene als die monistischen Kohlenstoffpropheten, diese dagegen als die Unbewußtheitsapostel bezeichnet werden. Worin aber liegt der fundamentale Irrtum dieser bereits im Altertum überwundenen Monismus-Mythologie? Einfach darin, daß in dem Gegensatz von Stoff und Bewußtsein, von Leib und Seele kindlicherweise die gegenüberstehenden Glieder für gleich selbständige, gleichwertige Faktoren gehalten werden, so daß sie in das Verhältnis der Koordination zu einander gestellt werden. Nun liegt aber der europäischen Kultur, der Kultur des christlichen Abendlandes gerade die Einsicht zugrunde, daß diese Faktoren n i c h t gleichwertig sind, daß die Seele vielmehr das bestimmende P r i n z i p des Leibes, der Geist das P r i n z i p der Natur sei, und daher kann man diese Idee auch auf die Formel bringen, daß jene Faktoren nicht in einem k o o r d i n i e r t e n, sondern vielmehr in einem s u b o r d i n i e r t e n Verhältnis zu einander stehen. Ist aber der Geist prinzipiell das der Natur Übergeordnete, so muß er auch selbst die gesuchte Ureinheit sein, und diese kann demgemäß nicht etwas aus dem Geist und der Natur, oder aus dem Stoff und dem Leben Neutralisiertes sein. Der Monismus ist daher in Wirklichkeit die auf dem Standpunkt der alten ionischen Metaphysiker (Hylozoisten) stehen gebliebene und nur mit neuen Flittern verbrämte Weltansicht der europäischen Kindheitsphilosophie, und an ihm ist nicht nur die Philosophie Platos und Aristoteles', sondern nicht minder die religiöse Geisteskultur des Christentums, wie das Wirken Luthers und Kants, Goethes und Schillers, Fichtes und Hegels spurlos vorübergegangen.

Betrachtet man also die ganze Monistenbewegung von diesem Gesichtspunkte aus, so leuchtet ein, daß sie nicht allzu gefährlich sein kann. Es ist zu widersinnig, eine mehr als zweitausendjährige Kultur, deren ganze Grundtendenz auf die Vergeistigung des Lebens und der Natur und auf die Erziehung zur Freiheit gerichtet ist, durch ein Prinzip stürzen zu wollen, das durch die gesamte okzidentale Menschheitsentwickelung sowohl logisch, wie religiös und sittlich als unwahr überwunden worden ist. Bedenklich ist nur, daß diese Afterweisheit sich gerade zu einer Zeit wieder hervorwagt, wo sich unsere junge Generation eben wieder zu einer geistigen Vertiefung des Lebens zu sammeln und den verlorenen Faden der protestantischen und klassischen Geistesspekulation von neuem aufzunehmen beginnt. Denn wie unserer Gesamtkultur überhaupt, so steht der Monismus auch dieser Renaissance der Geister störend gegenüber, und es muß unnütze Zeit darauf verwendet werden, seine Wacken und Klötze erst beiseite zu räumen. Seiner eigenen inneren Bedeutung nach würde der Monismus keine ausdrückliche Bekämpfung verdienen.

Aus der reformierten Schweiz.

Ein Reisebrief aus dem Urlaub.

Zuerst waren's schöne Tage. Am vorvergangenen Sonntag noch (12. Juli) war das Wetter günstig und freundlich. Von Rigi-Kulm herab war am Abend der Blick frei nach Nordost bis zum Bodensee und nach Südwest bis zu den Berner Alpen; jede einzelne Bergspitze konnte man erkennen und nach Bädekers Panorama feststellen. Aber zugleich hatte sich der Föhn aufgemacht mit einer für diese Jahreszeit seltenen Heftigkeit. Die Wettermäntel der Herren und die Kleider der Damen flogen und wehten im Winde, und die Ansichtskartenhändler am Wege packten eiligst ein, denn was da an Ware ausgelegen hatte, das war fortgeweht, der Föhn hatte den Postbestelldienst übernommen und keinen Centime zuvor bezahlt.

Und nach dem Föhn kam der Regen. Erst einige Gewitterschauer, dann Landregen, immerfort, Regenschauer, Wolkenbrüche. Die Leute in den schweizer Dörfern waren's zuerst ganz zufrieden. Die Matten waren ausgedörrt durch die langanhaltende Hitze des Juni. Aber allmählich wird der Schaden den Nutzen überflügeln. Die Touristen fliehen scharenweise nach dem wärmeren Süden, und die Hotels fangen an, leer zu stehen. Auch für die Vergnügungsreisenden hat die ungeheure Wassermasse, die vom Himmel herniedergestürzt ist, manche erhabene Überraschung gebracht. Die Flüsse sind majestätisch hoch geschwollen und drohen über ihre Ufer zu treten, und die Bergbäche, die Gießbäche rauschen donnernd herab von den Höhen durch Schlucht und Klamm und Felsenspalte zur Tiefe. Mancher Steg und manche Brücke sind schon fortgeschwemmt. Die Touristen, die von oben kommen, erzählen fröstelnd, aber auch fröhlich und stolz von ihren winterlichen Erlebnissen im Juli, daß die Fuhrleute nicht mehr haben fahren wollen, und daß sie durch fußhohen oder gar meterhohen Schnee haben hindurch müssen. Wenn die Wolken einmal an irgend einer Stelle auf Minuten sich teilen, sieht man alle Höhen im Neuschnee glänzen. Ja — wenn die Wolken ein Guckloch lassen! Aber das ist sehr, sehr selten. Sie hängen wie unzählige übereinandergeworfene wollene Decken am Himmel und wie ausgezupfte Wolle und Watte an den Bergen hinunter bis ins Tal. Es ist recht trübselig doch.

So bin ich denn heute in Interlaken. Wieder ist's Sonntag. Ein kurzer Morgenspaziergang brachte mich auf den Höheweg, die weltberühmte Promenade. Sonst ist sie belebt wie Unter den Linden in Berlin, heute sammeln sich einige Leute, ja eine ganze Schar nur um die Barometersäule. Der Schreibapparat, der das Resultat ständig verzeichnet, zieht eine einzige gleichmäßig gerade Linie, bei der links am Rande das Wörtlein „Regen“ steht und rechts das Wörtlein „Pluie“. Da habe ich mich wieder ins Hotel geflüchtet. Dort ist's doch wenigstens trocken. Mein Hotel liegt nicht in der eigentlichen Fremdenstadt Interlaken, sondern im uralten Flecken Unterseen jenseits der Aare. Es heißt Stadthaus und hat längst vergangenen Geschlechtern als Rathaus gedient. Rings herum stehen alte echte Schweizerhäuser, meist noch aus Holz. Unter den weit vorgebauten Dächern sehen die Fenster hervor wie freundliche Frauenaugen unter den großen Schutenhüten der Biedermeierzeit.

Sinnend stehe ich am Fenster: einige Regentage sind dem Reisenden ganz heilsam in der Schweiz, damit er über der überwältigenden Natur doch die Kultur dieses interessanten Völkleins nicht ganz übersehe.

Plötzlich sehe ich über ein Haus einen Turm hinwegschauen, mit mächtigem Zifferblatt, und wie ich's näher betrachte, ist's ein Kirchturm, ein uralter Kirchturm, der, wie die Inschrift an ihm kündet, schon 700 Jahre an jener Stelle steht. Und in diesem Augenblick fangen auch schon die Glocken an zu läuten, mit wohlklingenden, schön abge-

stimmten Tönen, einladend zum Gottesdienst. Da bin ich schnell hinübergegangen. Ich kann mir aber nicht helfen. Ich finde die Kahlheit der reformierten Kirchen schrecklich. Das gewaltige Münster in Zürich, die Kirche Zwinglis, wie sieht sie aus! Das rohgezimmerte Gestühl in dieser großzügigen und dabei zugleich an einzelnen Feinheiten reichen Architektur! Es ist einfache Barbarei. Was hat man ebenso aus dieser uralten Dorfkirche in Unterseen gemacht! Wie vornehm ist der alte Turm, der die erste Gestalt sich noch bewahrt hat. Wie unvornehm ist der renovierte Kirchraum. Ein Tonnengewölbe mit ausgemalter Decke, schreiende häßliche Farben, sinnlose Arabesken. Zu seiner Zeit hat Zwingli mit seinem Bildersturm und seiner Kunstfeindschaft eine gewaltige religiöse Wahrheit verteidigt. Er hat das naturvergötternde Heidentum aus der christlichen Kirche wieder vertrieben. Aber nach *der* Seite hin, scheint mir, braucht der Wächter heute nicht mehr auf der Mauer zu stehen. So hält denn auch die Kunst allmählich, ganz allmählich wieder ihren Einzug in Zwinglis Gemeinde. Im Münster in Zürich haben sie den häßlichen Anstrich von den Wänden abgekratzt, und der Küster zeigt nun den Fremden mit Stolz und Freude die traurigen schwachen Überreste einiger Wappen und Bilder.*) Orgeln findet man überall. Der Abendmahlstisch wächst sich durch machtvolle Form und Verzierung zum Altar aus. Aber ich habe bis jetzt in den schweizer Kirchen noch kein einziges wirklich schönes Stück Innenarchitektur gefunden, abgesehen von den mächtigen Taufsteinen, die wohl noch aus katholischer Zeit sind. Vor allem hat man nirgend das Gefühl der Harmonie, der organischen Einheit des Kirchenraumes.

So kann ich also nicht sagen, daß mir die Kirche von Unterseen gefallen habe. Auch die Ordnung des Gottesdienstes gefiel mir nicht. Auch hier hatte ich die Empfindung: Stücke und kein Ganzes. Schön ist, daß das Glockengeläut in den Gottesdienst hineingezogen ist. Derselbe beginnt um 9 Uhr, und von 9—9$^1/_4$ Uhr läutet es, während die Gemeinde schon versammelt ist. Es erinnert das an griechisch-katholischen Kultus, bei dem den Glocken eine wichtige Rolle zugewiesen ist. Dann spielte der Organist ein Vorspiel, aber kein Gesang folgte, sondern der Geistliche betrat unterdessen die Kanzel und sprach umständlich die zwei Verse vor, die gesungen werden sollten. Es war das Maifarthsche Lied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir, mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir." Statt der letzten Worte heißt es im reformierten Gesangbuch: „und reißt sich los von hier"! — ein Beispiel dafür, wie man versucht hat, die alten Lieder vom Roste der Zeit zu befreien und sie dabei rationalistisch verwässerte. Dann kam die Abkündigung eines Todesfalls mit daran angeschlossenem Gebet für die Verstorbene, dann die Verlesung des Textes, dann die Predigt, danach vorgesprochener Liedervers, Gebet, Unser Vater, Segenswunsch (nicht Segen).

Aber für alles, was ich als Mängel empfand, entschädigte reichlich die vorzügliche Predigt des Ortspfarrers Fuchs. Er sprach über den Wert und die Notwendigkeit des religiösen Zweifels. Die Ausführungen waren hell und klar und doch tief und erbaulich. Im Hintergrunde erschien eine gute theologische und ebenso eine allgemeine Bildung und im Vordergrunde stand eine kräftige populäre Ausdrucksweise. Das Ganze war ein ernst-fröhliches Bekenntnis zum freien Christentum des liberalen Protestantismus.

*) Man denkt da unwillkürlich an die drollig boshafte Vergleichung jenes lutherischen Dogmatikers, der die Reformierten mit den Mohammedanern auf eine Stufe stellte: ganz in der gleichen Weise zeigt man uns unter der abgekratzten gelben Farbe in der Hagia Sophia in Konstantinopel die wunderbar herrlichen Mosaiken aus der christlichen Zeit.

Die Kirche war gut besucht. Es waren viele Auswärtige da, viel Hotelgäste. Sodann das sehr große Trauergefolge von einer Beerdigung, die kurz vor dem Gottesdienst stattgefunden hatte. Es schien mir aber, als ob, abgesehen von dieser mehr geschlossenen Gesellschaft, der Besuch durch die Einheimischen schwach gewesen wäre. Nur der Mittelstand war da noch vertreten, das eigentliche Volk fehlte.

Woher mag es kommen, daß es den Protestanten aller Richtungen und Schattierungen so schwer fällt, die einfachen Leute zu locken und zu gewinnen — im Gegensatz zum Katholizismus? Dies ist der Grund: das Volk verlangt Anschaulichkeit, möglichst derbe, drastische Anschaulichkeit. Gerade heute habe ich's wieder bestätigt gefunden. Genau 12 Stunden nach dem Morgengottesdienst stand ich wieder am Hotelfenster und sah hinunter auf den Platz zwischen dem ehemaligen Rathaus und der Kirche. Da war wieder ein Gottesdienst. Die Heilsarmee zog auf mit Musik und Fahne und ihren uniformierten weiblichen und männlichen Offizieren, ein buntes, farbenprächtiges Bild. Mitten zwischen marschierte ein Inder mit dem Turban und in großfaltigem bunten Gewande. Im Kreise nahmen sie Aufstellung und nun folgte in schneller Abwechselung Musik, Ansprachen, gemeinsames Lied, Quartette, Gebet. Erst sprach der leitende Offizier, ein Engländer, ein interessanter Charakterkopf, dann eine Schweizerin, ein Franzose, ein Italiener, eine Holländerin. Es war so international, wie das Völkergemenge in Interlaken überhaupt. Zum Schluß wurde ein Kriegsruf in den Kreis auf die Erde gelegt und auf Aufforderung hin fiel ein kleiner Regen von Münzen darauf. Ein großes Publikum hatte sich gesammelt. Badegäste waren wenig dabei, aber Volk desto mehr, viele Mütter mit ihren Kindern, viele von denen, die die Fremdenindustrie ernährt, italienische Arbeiter, Kutscher, kurz kleine Leute der mannigfaltigsten Art, auch viele Hotelangestellte. Sie hörten alle zum Teil neugierig, zum Teil ernst, alle aber ruhig und anständig den mannigfaltigen Darbietungen zu, auch den vielen kurzen Ansprachen, die, soweit ich sie verstehen konnte, den Eindruck schlichter Wahrhaftigkeit machten. Das ist volkstümliche Art. Wir sollen und wollen das nicht einfach nachahmen, aber wir stolzen Gelehrten des liberalen Protestantismus *müssen* unter allen Umständen etwas zu lernen trachten von dieser Art! Wir kommen durch unsere Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit *allein* nimmermehr voran! Eine Volkskirche braucht Lebendigkeit im Kultus und darum Anschaulichkeit und darum braucht sie die Kunst.

Durch den modernen liberalen Protestantismus hat der Geist Zwinglis, der Geist der *unbedingten* Wahrhaftigkeit seinen Einzug gehalten in unser Luthertum. Umgekehrt aber muß die reformierte Kirche nach lutherischer Weise die Unentbehrlichkeit der Kunst im Dienst der Religion erkennen. Wir müssen sogar, wie ich glaube, versuchen, möglichst viel vom katholischen Anschauungsapparat für unsere religiöse Volkspädagogik zurückzugewinnen. Die offizielle preußische Landeskirche betont immer wieder, daß die *Union* nur eine *äußere* sei.

Demgegenüber wollen wir gerade die *innere* Union, die *wirkliche* Verschmelzung zwischen den Kirchen Zwinglis und Luthers. Das aber *ist* diese innere Union, daß wir mit einander die großen Gaben austauschen, die ein jedes empfangen hat, vor allem diese beiden, unbedingte klare Wahrhaftigkeit und künstlerische Wärme und Anschaulichkeit. So allein kann es uns gelingen, eine wirkliche christliche *Volks*kirche von neuem aufzubauen. — —

Im übrigen: es regnet — regnet — regnet.

Grüß Gott!

Bittlinger.

Ehre.

Der Bürgermeister einer Thüringer Stadt hat sich das Leben genommen. Bei der Anwesenheit der regierenden Herrschaften haben diese sich nicht vom Bürgermeister, sondern von einem seiner Stellvertreter empfangen lassen wollen. Diese kränkende Zurücksetzung hat er nicht ertragen und ist deshalb freiwillig aus dem Leben geschieden.

Was liegt dem zugrunde? Eine alte, eigentlich etwas dumme Geschichte. Vor einigen Jahren ist in jener Stadt Kaisers Geburtstag in der üblichen offiziellen Weise mit den üblichen Tafelfreuden und der ebenso hergebrachten Nachfeier begangen. Jedermann weiß, wie es dabei zugeht. „Comment suspendu" nannten wir es als Studenten. Das heißt auf deutsch: Bei Kaisers Geburtstag werden Worte und Handlungen nicht so genau genommen, wie sonst. Der schon grau gewordene Amtsgerichtsrat empfindet noch einmal Sehnsucht, eine Laterne auszudrehen. Der Oberst, der sonst im Dienste die Korrektheit und Nüchternheit selber ist, hat schwer geladen und erzählt den jüngsten Leutnants ganz inkorrekte Geschichten. Zwei andere Festgenossen, die sonst an Höflichkeit niemandem nachstehen, geraten mit einander in Streit, werfen sich zweifelhafte Liebenswürdigkeiten an den Kopf, gehen mit schwerem Kopf und schwerer Pistolenforderung nach Hause, und jeder lächelt am anderen Tage über sich selbst und den anderen. Es wird halt bei Kaisers Geburtstag nicht so genau genommen, auch nicht mit den Beleidigungen, die bei der Nachfeier vorfallen können.

Nun hat der Bürgermeister bei solcher Gelegenheit mit irgend einem aktiven oder in der Reserve stehenden Marssohn ein Rencontre gehabt. Der nahm die Sache aber ungeheuer ernst. Ist eine Sache wirklich ernst, so mögen die beiden auf die grüne Heide gehen und ritterlich mit einander kämpfen. So lange wir nicht ein anderes öffentliches Bewußtsein haben, wird sich das nicht ganz vermeiden lassen. Aber, nicht wahr, wir sind ja keine Renoncen mehr und können ruhig behaupten: die allergrößte Mehrzahl der Fälle wird erst dadurch ernst, daß die zunächst unbeteiligten Zuhörer oder Zuschauer ein fürchterlich offizielles Gesicht dabei ziehen. Würden sie die Sache etwas leichter nehmen, wäre mancher Waffengang vermieden. Nun steckt ja hinter manchem Rencontre irgend eine ernstere Angelegenheit; es kommt vielleicht eine tiefer liegende Gegensätzlichkeit zum Ausdruck; oder eine amtliche Differenz wird in der Weinseligkeit zu einem unseligen persönlichen Streite. Aber dennoch — alle Unbeteiligten sollten doch solche Entgleisungen wieder einrenken helfen.

Statt dessen folgt dem unerquicklichen Streite eine Forderung. Der Bürgermeister lehnt ab, und von dem Tage ab wird er von einer Reihe von Leuten gemieden, fühlt sich aber auch in seinem Amte natürlich unbehaglich, wenn manche persönliche Fäden abgeschnitten sind. Immerhin wächst aber auch über solche Geschichten das Gras, und nach einigen Jahren wäre das meiste wieder ausgeglichen, wenn nicht die unvermeidlichen Komment-Reiter wären!

Da geschah es, daß die regierenden Herrschaften die kleine Thüringer Stadt besuchen wollten. Bei solcher Gelegenheit gibt es nun eine große Ehre. Das Stadtoberhaupt wird des Vorzugs gewürdigt, das Landesoberhaupt am Bahnhofe oder am Stadttore oder an den Stufen des Rathauses mit dem Zylinderhut in der Hand barhäuptig begrüßen zu dürfen. Ganz wie in Byzanz, in Wien, in Berlin. Ganz wie in den Zeiten der alten Hörigkeit. Ob nun jemand die Königliche Hoheit auf den Fehltritt des Bürgermeisters aufmerksam gemacht hat, oder ob der Landesvater schon lange das Ereignis seines kleinen Landes wußte — kurz, nach Zeitungsnachrichten, verbat er sich die Begrüßung durch dies Oberhaupt und wünschte von irgend einem anderen Stadtrat bewillkommnet zu werden. Während die Glocken läuteten und Stadt-Böller krachten und die Reden geschwungen wurden, und das Volk (ganz wie früher!) jubelte, konnte unser Bürgermeister zu Hause sitzen. Das große Stadt-Ereignis ging ohne ihn seinen Weg. Da ging er hin und wählte den Weg in den Tod.

Ob er das tun mußte? In der Türkei und in China ist das so wohl Brauch. Aber ist der freiwillige Tod in solchem Falle die richtige Lösung? Man wird ja momentane Geistesverwirrung, wie üblich, feststellen. Aber ist bei solchen Fällen Veranlassung da, um den Geist sich verwirren zu lassen? Hat einer eine gerechte Sache, wie kann ein ungnädiger Akt regierender Herrschaften eines Untertanen Geist so verwirren!

Aber dann die noch ernstere Frage. Sollten unsere Fürsten nicht weit über solchem Gezänke ihrer Untertanen stehen? Das ist eine sittliche Frage von größerer Tragweite. Sie können natürlich Gnade oder Ungnade nach Belieben austeilen. Aber soll dieses „Belieben" sich lediglich nach dem Berichte irgend eines einseitigen Referenten richten? Kann es nicht auch durch das eigene Empfinden und durch eine gewisse Achtung vor dem Gesetz, das den Zweikampf verbietet, geleitet werden? Hier liegt eine Verwirrung der Begriffe vor, viel größer, als die Verwirrung, die in jenem Städtchen durch den ärgerlichen Streit angerichtet war. Fürsten sollen erhaben sein über dem Gezänke ihrer Untertanen. Sie fühlen sich doch sonst so erhaben über ihre Handlanger, Untertanen und Leute! Und hätte jener Tote auch bei Lebzeiten gefehlt — entweder hätte fürstlicher Einfluß ihn seines Amtes entheben können, wenn die Sache darnach war, oder er mußte angesehen werden als Oberhaupt der Stadt. Ein Richten aber über den Mann fällt unter das bekannte Wort der Bergpredigt, das auch für Fürsten gilt.

Saxo.

In den Bildungsanstalten des Berliner Fröbel-Vereins beginnen Anfang Oktober neue Kurse. Junge Mädchen mit höherer Töchterschulbildung, welche Interesse für die Erziehung jüngerer Kinder haben, finden im Kindergärtnerinnen-Seminar, Städt. Schulhaus, Wilms- und Bärwaldstr.-Ecke, Hochbahnstation Prinzenstr. (Leiter: Schulrat Stier, Fr. Anna Wiener-Pappenheim), sowie in den 6 Vereins-Kindergärten und in 2 Säuglingsheimen Gelegenheit, sich mit den Grundgedanken der Kleinkinder-Pädagogik bekannt zu machen und sich praktisch auf dem Gebiete der Erziehung und Kinderpflege zu betätigen. Zur Erwerbung eines Zeugnisses als Kindergärtnerin oder Kindergarten-Leiterin ist der 1—1½ jährige Besuch des Seminars erforderlich. — Junge Mädchen aus der Volksschule finden in der Kinderpflegerinnen-Schule, Städt. Schulhaus, Stallschreiberstr. 54 (Leiter: Rektor Janke, Frl. Anna Zehrfeld), sowie in Säuglingsheim, Kindergarten und Hauswirtschaft Vorbereitung für Familienstellungen. Der Kursus dauert 1 Jahr. Prospekte zu allen Kursen im Vereinsbureau, SW Johanniterstraße 19, II (3—5).

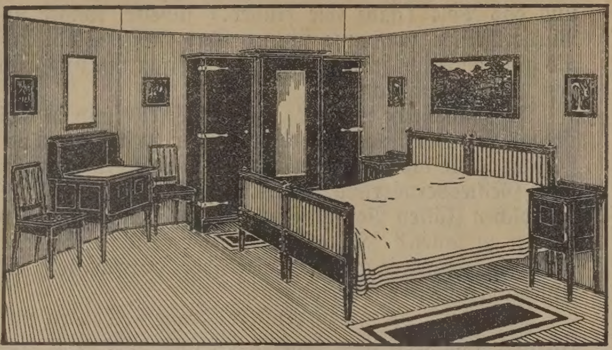
Weine Griechenlands.

„Ihre griechischen Weine sind köstlich, von so hervorragender Güte, daß ich nicht verfehlen werde, Nichtwissende zu Wissenden zu machen, damit sie viele erfreuen und erquicken.

Berlin NW 7. Julius Stinde."

So schrieb an das Haus Friedr. Carl Ott einer der größten Lebenskünstler unter unseren neueren Dichtern, der in seinen reizenden Schilderungen und Fahrten der praktischen Wilhelmine Buchholz so humorvoll und packend Poesie und Prosa zu vereinigen wußte. — „Nichtwissende zu Wissenden zu machen" und seinen Keller für Winter- und Festestage zu versorgen, dazu gibt das Preisbuch der **Firma Friedr. Carl Ott in Würzburg**, die für die Einfuhr wirklicher griechischer Edelweine seit einem Menschenalter bahnbrechend tätig ist, willkommene Gelegenheit; diese herrlichen Ottschen Weine verdienen es, in jedem guten deutschen Hause einen bleibenden Platz zu finden.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
Auf Gegenseitigkeit in Stuttgart. Gegründet 1875
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.
Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.
Vertreter überall gesucht!
Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherungen. Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.
Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht!
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.



Entw.: Rich. Riemerschmid. Dieses Zimmer kostet in Massiv-Eiche M 577.—, in Massiv-Mahagoni M 628.—, mit 2türigem Kleiderschrank M 400.— und 436.—.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST G. M. B. H.

Wohnungseinrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Klare Formen, edles Material. Originalarbeiten nach Entwürfen erster Künstler. — Vorschläge kostenlos. — Man verlange in jeder Buchhandlung oder von der Geschäftsstelle Dresden-A. 16 die illustr. Preisbücher: Nr. 11: Dresdner Hausgerät (Zimmer von M 230—950) M 1.20. Nr. 11a: Handgearbeitete Möbel (Zimmer über M 900) M 5.—. Nr. 7: Kleingerät, textile und keramische Erzeugnisse (vier Bücher) und Beleuchtungskörper (zwei Bücher) M 1.75. Tapetenmusterbücher und Stoffmusterbücher F zur Ansicht gegen postfreie Rücksendung und je Mark —.50 in Marken. Angabe der Art und Verwendung der Stoffe ist erwünscht.

Dresden München Hamburg Berlin W
Ringstraße 15 Arcisstraße 35 Königstr. 15/19 Bellevuestr. 10

Die deutsch-evangelische Gemeinde zu **Oporto** in Portugal sucht einen **jungen Prediger**, rednerisch begabt, mit gewinnenden Umgangsformen. Er hat zugleich an der deutschen Schule den Religionsunterricht zu erteilen. Gehalt reichlich 3000 M.
Meldungen an Herrn **Konsul Katzenstein, Oporto.**

Ausstellung künstlerischer **Grabdenkmäler**
nach Entwürfen erster Künstler.
Empfohlen durch die Schriftleitung des Protestantenblattes (s. Beilage Nr. 20 vom 13. V. 08).
Besichtigung erbeten.
Karl Schwarz, Steinbildhauer
BERLIN S., Brandenburgstraße 72.

PARAMENTE
von
P. Bessert-Nettelbeck,
Kgl. Hof-Kunststickerei-Anstalt
BERLIN, S.W. 12, Markgrafenstr. 27a
sind allseitig anerkannt als
würdig, gediegen u. preiswert.
Muster und Vorschläge unentgeltlich und postfrei.

Schuster & Co.
Markneukirchen No. 37
liefern direkt auf 3 Tage Probe feine und feinste
Corona-Musikinstrumente
aller Arten unter voller Garantie für beste Arbeit und reine Stimmung.
Katalog frei. **Posaunen-Chöre** auf Wunsch Teilzahlungen.

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak. 10 Pfd.-Beutel franko 8 M.**
Cigarren billigst.

Die neuerrichteten **vierte und fünfte Pfarrstellen** an der **Epiphanienkirche** zu **Charlottenburg-Westend** sollen demnächst besetzt werden. Die Besetzung erfolgt durch Gemeindewahl nach dem Pfarrwahlgesetz vom 28. März 1892. Das Gehalt jeder der beiden Stellen richtet sich nach dem Regulativ der Berliner Stadtsynode vom 30. April 1903 und beträgt außer 1500 Mark Mietsentschädigung je nach dem Dienstalter 2500 bis 7000 Mark bei neun Steigerungen von je drei Jahren um 500 Mark. Bewerbungen bis zum 3. Oktober 1908.

Berliner Fröbel-Verein (Korp.)

1. **Kindergärtnerinnen-Seminar**
2. **Kinderpflegerinnen-Schule**
3. **Sechs Kindergärten**

zur Einführung junger Mädchen mit höherer Töchterschul- bezw. mit Volksschulbildung in Erziehungsarbeit, sowie zur Berufsausbildung.

Kursusdauer 1 bis 1½ Jahre. Anfang 8. Oktober.

4. **Kursus für Mütter, Lehrer und Lehrerinnen** (im Wintersemester).

Prospekte im Vereinsbureau: SW, Johanniterstr. 19 (3—5 Uhr).

Wichtig für **Brautleute**
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung. Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko.
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O.,
Kleine Andreasstr. 9.
Gegründet 1859. Beamten 6% Rabatt.

Adressen zwecks **Gewinnung neuer Abonnenten** nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen
Der Verlag des Protestantenblattes.

Griechischer Rotwein
Camarite
des bekannten Einfuhrhauses
Friedr. Carl Ott
Würzburg 1
gegen Magenleiden und chron. Diarrhöen nach ärztlich. Urteil der beste Wein der Erde und schon oft als alleinrettender Faktor erprobt.
Preis M. 18,— für 12 grosse Flaschen, einschliesslich Glas, Kiste und Packung, ab Würzburg.
Friedr. Carl Ott
in Würzburg.

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin
Sachsenhausen bei Frankfurt a. M.

Kirchen-Teppiche
gesetzlich geschützte
Original-Erzeugnisse
nach Entwürfen von
Professor Beck
liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format
Wilhelm Röper
Leipzig
Goethestrasse 1.
Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis u. franko.

Kirchen-Orgeln
in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.
Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.
Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.
P. Furtwängler & Hammer
Hannover
Fabrik von Kirchen-Orgeln.

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

Meine Möbelfabrik
altrenom. christliches Geschäft, gegr. 1834, lief. direkt an Private franko **ganze Möbelausstattungen** in einfacher mittlerer und eleganter Ausführung, sowie **Einzel-Möbel** und **kompl. Betten.** An Vereinsmitglieder des Protestantenvereins gewähre bei Barzahlung 10% Extra-Rabatt meiner wirklich billigen und reellen Fabrikpreise. Auch gestatte ich gern Ratenzahlung unter kulantesten Bedingungen und strengster Diskretion. Es werden nur erstklassige Fabrikate unter langjähriger Garantie für Solidität geliefert.
Simon Sauer Wwe.,
Möbelfabrik, Alzey (Hessen).

MANNBORG,
Erste Harmonium-Fabrik nach Saugwindsystem in Deutschland.
Harmoniums
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.
Höchste Auszeichnungen.
Fabrik: Leipzig-Lindenau, Angerstrasse 38.

Inserate im **Protestantenblatt** haben stets **guten Erfolg!**

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt Beilage Nr. 39.
Berlin Bremen.
23. September 1908.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Werben! — Tagebuch: Jährliche Generalsynoden. — Wahlen zur kirchlichen Gemeindevertretung. — Universität. — Die Freunde Schells. — Bostoner Kongreß. — Aus Weimar. — Aus Bayern. — Aus England. — Revolution des Christentums. — Amerikanische Ideale. — Vereine und Versammlungen. — Versammlungskalender. — Anzeigen.

Werben!

Ein mühselig Geschäft, — wie Ackern auf felsigem Grunde, der Pflug stößt auf, Scharten kommen in seine Schärfe, die Arme werden lahm! Da gilt es, den Willen anspannen, die Widerstände überwinden, und über dem wird uns die Sache, die wir vertreten, lieber und innerlicher. Wir durchdringen uns recht mit dem Gedanken der Notwendigkeit eines freien und frommen Christentums, wir werden seines Besitzes froh, wir steigern unsere Lust, es auszubreiten. Wir besinnen uns dabei: Nicht nur lesen gilt es das Protestantenblatt, leben gilt es unser Christentum! Werbet, um froh zu werden, ihr Freunde!

Tagebuch.

Jährliche Generalsynoden. Die „Tägl. Rundsch.", die zumeist mittelparteilich bedient wird, weist den Vorschlag Bunkes auf jährliche Generalsynoden als „unbedacht", als Einsetzung einer parlamentarischen Nebenregierung, als widersprechend dem Grundgedanken des für das Verhältnis von Kirche und Staat geltenden Rechtes wie den Befugnissen der Krone (gesperrt!!) zurück. „Alles in allem ein Sturmlauf gegen das Kirchenregiment, der als Zeichen der Zeit vermerkt zu werden verdient und mit aller Entschiedenheit, hoffentlich auch von konservativer Seite, zurückgewiesen werden muß." — Diese Beurteilung des Vorschlages Bunke notieren wir als Beitrag zur Naturgeschichte der Mittelpartei.

D. Kühn von der westfälischen Kirchlichen Rundschau schlägt nun vor, alle zwei Jahre alle Synoden tagen zu lassen, der hohen Kosten wegen. Das kommt uns auf eine Raterei hinaus, die uns nicht weiterbringt. Es wäre wünschenswert, daß von kirchenrechtlich gut informierter Seite einmal die Kompetenzen der Synoden klar dargestellt, die Kosten berechnet, die Notwendigkeit und Möglichkeit häufigerer Tagungen sachlich dargelegt würde, damit die dankenswerte Anregung Bunkes fruchtbar und wirksam würde.

*

Bei den **Wahlen zur kirchlichen Gemeindevertretung** überkommt uns oft tiefe Scham darüber, daß die Beteiligung der Gemeinde so gering ist. Zuweilen könnte man verzweifeln, ob denn wirklich noch kirchliches Interesse vorhanden ist, wenn die Gemeinde trotz aller Bemühungen teilnahmlos bleibt und daß die Wahlen nur Zufallsabstimmungen sind. Jetzt erfahren wir, daß der sozialdemokratische Parteitag nicht besser zustande kommt als unsere Synoden. Auch in der Sozialdemokratie ist „die Demokratie ein Problem", denn die Wahlen der Delegierten zum Nürnberger Parteikonzil werden nur von einer kleinen Schar vollzogen — ganz wie bei uns. In Bremen z. B. wurden die drei Delegierten des Wahlkreises von ganzen 300 Mann gewählt! Man sieht: es ist eine allgemeine Erscheinung, daß der Deutsche nur dann zur Wahlurne kommt, wenn entschiedene Gegensätze in wochenlanger eifriger Agitation gegeneinander getreten sind.

*

Universität. Pastor prim. Dr. Katzer-Löbau ist von der theol. Fakultät Leipzig zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden.

*

Die Freunde Schells. Die Professoren Merkle und Kiefl hatten gegen die „Augsburger Postzeitung", die aus Kollegien der beiden Hochschullehrer allerlei veröffentlicht hatte, das zeigen sollte, wie gefährlich diese Professoren seien, ein obsiegendes Urteil wegen Beleidigung erstritten. Nun hat die „Postzeitung" die Berufung gegen das Urteil zurückgezogen. Es ist eigentlich schade, daß zur allgemeinen Belehrung über die Praktiken des jesuitisch dirigierten Katholizismus nicht eine neue Verhandlung stattfindet. Manchen Leuten muß man es oft sagen, was der Katholizismus ist, und auch dann begreifen sie es unvollkommen.

*

Der Bostoner Kongreß der Religiös-Liberalen jährt sich in diesen Tagen. Es freut uns, gerade in dieser Zeit einen Aufsatz des rührigen Generalsekretärs des Kongresses Pastor Wendte drucken zu können (Amerikanische Ideale). Wir müssen immer ernstlicher uns mit dem Gedanken dieses Kongresses befassen, weil 1910 seine Sitzung in unserem Vaterland, in unserer Reichshauptstadt sein soll. Der Deutsche Protestantenverein zusammen mit den Verbänden der Freunde Evangelischer Freiheit in Rheinland-Westfalen und in Hannover haben die Einladung vor Jahresfrist durch D. Fischer überbringen lassen.

*

Aus Weimar. Der Geheime Kirchenrat Bogenhard in Blankenhain (Sachsen-Weimar), der am 1. Oktober in den Ruhestand tritt, beging am 9. September sein 25jähriges Jubiläum als Superintendent und Oberpfarrer von Blankenhain. War auch sein Ehrentag in erster Linie ein Festtag für die Gemeinde und die Diözese Blankenhain, so hatten es sich doch auch weitere Kreise nicht nehmen lassen, dem um die Weimarische Landeskirche hochverdienten Jubilar ihre Wertschätzung und Verehrung zu bezeugen. Neben den jetzigen war eine ganze Reihe früherer Geistlichen der Diözese Blankenhain gekommen, um den Ehrentag ihres alten Superintendenten mitzufeiern; drei Mitglieder des Großherzoglichen Kirchenrats begrüßten persönlich den scheidenden Kollegen; der Weimarische Pfarrerverein, dessen Ehrenmitglied der Jubilar ist, überreichte ihm in kostbarer Ledermappe eine von Pfarrer Dr. Kohlschmidt verfaßte, von sämtlichen Vorstandsmitgliedern unterzeichnete Adresse, die die Lebensarbeit B.s in würdiger Form anerkannte, und ein lateinisch-deutsches Festgedicht, das Superintendent a D. Frenkel verfaßt hatte. Der Landesherr endlich zeichnete den verdienstvollen Mann durch die Verleihung des Komturkreuzes zum Großherzoglichen Hausorden vom weißen Falken aus.

*

Aus Bayern. (Vgl. Beil. 38.) Zu dem Streite der theologischen Richtungen liegen folgende Nachrichten vor. Pfarrer Dr. Geyer-Nürnberg hat den Vorsitz im Verein für Innere Mission niedergelegt. Pfarrer Pürckhauer-Regensburg, der beim letzten Bibelfest die Predigt hielt, ist der „Gemeinte" in der Erklärung von Nägelsbach. (Vgl. Beil. Nr. 38.) Pfarrer Fikenscher-Fürth hat die Zusage eines Referats für die Generalversammlung des Innern Missionsvereins zurückgezogen. Kirchenrat Nägelsbach hat erklärt, daß es sich nicht bloß um begrifflich theologische, sondern um tief ins religiöse Leben eingreifende Fragen handele. Es gelte, der bestehenden Verschleierung der tiefen Glaubensgegensätze innerhalb der Landeskirche entgegenzuwirken.

Aus Anlaß des Angriffs gegen den Vermittlungsversuch im „Fränk. Courier" von seiten eines bayrischen Theologen liegen folgende Erklärungen vor:

1. Fikenscher und Steinlein am 8. September: „In Nr. 456 Ihres geschätzten Blattes findet sich eine Notiz über den derzeitigen theologischen Konflikt, welche zu Mißverständnissen Anlaß geben kann. Zur Aufklärung erlaube ich mir, folgendes zu bemerken: Im Januar 1907 fand aus Anlaß eines drohenden Konflikts zwischen den theologischen Richtungen in Bayern eine von zirka 200 Geistlichen besuchte Versammlung in Nürnberg statt, in welcher Pfarrer Steinlein und ich einmütig beauftragt wurden, im Wiederholungsfalle eine neuerliche Versammlung einzuberufen. Der Fall ist gegeben. Von seiten der „wahrhaft fortschrittlich gesinnten Geistlichen", wie Ihr Berichterstatter sie nennt, wurden wir ersucht, den damals gebildeten Ausschuß einzuberufen. Pfarrer Steinlein und ich haben unsere Mandatspflicht erfüllt. Es soll zu einer Aussprache unter den Geistlichen verschiedener Richtungen über den neuesten Fall kommen. Pfarrer Steinlein und ich sind mit Freuden bereit, unser Mandat in die Hände jener Versammlung zurückzulegen, da wir unser Mandat ohnedies als ein Opfer betrachten, das wir der Kollegenschaft gebracht haben. Wir wissen es selbst, daß wir von einer Versammlung, die einen „Ausgleichsversuch" anstrebte, gewählt sind. Es kommt uns nicht in den Sinn, als Führer einer liberalen Zukunftspartei gelten zu wollen. Wird eine solche gebildet, so wird

niemand daran denken, uns als „vorangehende Männer“ dieser Partei zu wählen, da jeder Eingeweihte unsere vermittelnde Stellung kennt. Ob es klug ist, vor der Bildung dieser Partei den Männern, die sich um gegenseitige Verständigung bemühten und niemals nach der Führerschaft einer liberalen Partei trachteten, ihr Amt zu erschweren, überlassen wir dem Urteil der Einsichtigen. Wir kennen keine Vorkommnisse „der jüngsten Entwicklung“, die uns hätten veranlassen müssen, unsere vermittelnde Rolle aufzugeben, nachdem gerade von liberaler Seite zur Uebernahme derselben neuerdings eine Aufforderung an uns erging. Im übrigen ist es auch unser Wunsch, daß es zu voller Klarheit durch jene in Aussicht stehende Versammlung kommt, aber es bleibt auch unser Wunsch, daß es trotz aller Neubildungen zu keiner Auseinanderreißung der Richtungen auf dem Gebiete praktischer Arbeit zum Besten des Ganzen komme, da nach unserer Ueberzeugung der Protestantismus in Bayern möglichster Einigkeit in Verfolgung praktischer Ziele bedarf. Es dürfte entsprechender sein, zwischen dem, was wir unserem Auftrage gemäß sollen, und dem, was Ihr Herr Berichterstatter will, mit aller Klarheit zu unterscheiden, als das Maß der uns entgegenbrachten Sympathien zu bestimmen.“

2. Dr. Geyer-St. Sebaldus-Nürnberg am 10. Septbr.: „Im Namen und Auftrag von ungefähr 40 freigesinnten Geistlichen der bayerischen Landeskirche teile ich Ihnen mit, daß wir die Angriffe im „Fränk. Kurier“ auf die Herren Fikenscher und Steinlein lebhaft bedauern, diesen Herren für ihre hingebenden Bemühungen um den Frieden in der Landeskirche aufrichtig Dank wissen und tief beklagen würden, wenn es nicht gelänge, das Parteiwesen mit allen seinen Schäden unserer Landeskirche zu ersparen und die Gemeinsamkeit der Arbeit zwischen den verschiedenen theologischen Richtungen, ganz besonders auf dem Gebiet der praktischen Liebestätigkeit, festzuhalten.“

3. Vermutlich von dem 1. Einsender am 5. September folgende Erklärung: „Zu der Erklärung des Herrn Pfarrers Fikenscher in der Dienstagsvormittagsausgabe des „Fränkischen Kurier“ sei in aller Kürze bemerkt, daß seit Ende 1906 und Anfang 1907, wo er und Herr Pfarrer Steinlein-Ansbach ein Mandat behufs Lösung auftauchender theologischer Konflikte übernommen haben, die Situation und Stimmung unter einem nicht gering zu schätzenden Teil der bayerischen Geistlichkeit in vielen Fragen anders geworden ist. Wir erinnern nur an die inzwischen ausgebrochenen, überaus heftigen parteipolitischen Kämpfe zwischen konservativen und liberalen Geistlichen, die in ihren weiteren Folgen sogar zerstörend auf wichtige gemeinsame kirchliche Arbeitsgebiete übergegriffen haben. Es ist das ein offenes Geheimnis, das auch Herrn Pfarrer Fikenscher bekannt sein wird. Herr Pfarrer Steinlein, mit dem jetzt Herr Pfarrer Fikenscher der Aufgabe einer Vermittlung sich unterzieht, hat sich dabei als einer der rücksichtslosesten Parteigänger erwiesen. Auch das weiß alle Welt. Es muß aber ohne Zweifel einen höchst eigenartigen Eindruck hervorrufen, wenn Persönlichkeiten, welche aus parteipolitischen Motiven selbst schon Bande bestehender kirchlicher Arbeitsgemeinschaft zerrissen haben, jetzt in dem neu auftauchenden partei-theologischen Streite die verschiedenen Richtungen wieder zu gemeinsamer kirchlicher Arbeit auffordern. Wir wissen auf das bestimmteste, daß gerade dieser Umstand — mag auch die geplante Vermittlungsversammlung noch so glänzend von Anhängern Steinleins besucht werden — für viele andere Mitglieder des bayerischen Pfarrerstandes ein Anlaß zur Zurückhaltung in der von Fikenscher-Steinlein geführten Sache geworden ist.“

*

Aus England. (Vergl. Nr. 38.) Die beim eucharistischen Kongreß geplante katholische Prozession mit Umhertragung der Monstranz ist im letzten Augenblick vom Premierminister verhindert worden. Es hat statt dessen ein festlicher Umzug stattgefunden, an dem die katholischen Würdenträger teilnahmen. Katholischen Demonstrationen begegneten feindliche Rufe.

*

Die Revolution des Christentums nennt Hermann Kutter-Zürich seine letzte Schrift (Verlag von Häßel, Leipzig). Hans Baur schreibt darüber im „Schweizerischen Protestantenblatt“ Nr. 35:

„Der neue Kutter ist der alte Kutter. Da gibt es keine Abstriche vom Programm, keine Einschränkungen und Reservationen. Alle seine längst bekannten Positionen hält er aufrecht. Und der ganze Zweck, den er mit einem neuen Buch verfolgt, scheint der zu sein, seinen vielen Feinden und Verächtern noch klarer und noch unmißverständlicher es zu sagen, daß die große zeitgenössische Arbeiterbewegung trotz aller Irrtümer und Extravaganzen doch der eigentliche Weg Gottes sei, den der Erzieher der Menschen heute mit uns geht, abseits vom offiziellen Christentum, wenn dies ihn nicht versteht, mit ihm, wenn es in letzter Stunde noch einsieht, daß der Sozialismus die Erbschaft der Kirche Christi angetreten hat.

Der alte glänzende Stil auch hier wieder. Was wir schon in der „Gerechtigkeit“ bewunderten, wo er z. B. eine Armenpflegersitzung mit photographischer Treue schildert, das können wir auch hier wieder genießen: Mit welcher souveränen Ueberlegenheit durchschaut er den zurückgebliebenen gegnerischen Standpunkt! Da führt er die „ernsten Christen“ als Sprecher an, wie auf der Bühne, und setzt sich mit ihnen in lebhaft dramatischem Disput auseinander. Es ist einem, man höre hier einen orthodoxen Polterer, dort einen mystischen Studierstubengelehrten, dort einen gemeinnützigen Satten, dort einen pädagogisch das dumme Volk zu sich emporziehen Wollenden reden und sähe ihn leibhaft vor sich stehn. Diese Disputationen geben dem Buch einen eigenen Reiz. Es stehen für die Herren Kritiker ganze Warenlager bereit, die ihnen Kutter selber anbietet. Was sie gegen ihn vorbringen wollen, hat er sich alles selbst schon gesagt.

Man kann an diesem Manne nicht vorbei. Man muß von ihm Notiz nehmen. Denn sein einziges Hoheslied der Liebe, das er in diesem Buch aus tiefstem Herzen verströmt, macht ihn zum erstklassigen Schriftsteller.

Und wie man jetzt noch kommen kann und diesem Manne vorwerfen will, er vernachlässige das „innere Licht“, die „Seelenrettung“, und werfe alle Kraft auf „gute Werke“ und „äußeres Christentum“, das ist uns rein unerfindlich. Natürlich will er auch die Hebung des inneren Menschen, natürlich will er auch die Treue im „Kleinen“. Nur sollen beide Größen nicht zum Ruhepolster für jene werden, die allen schöpferischen Urgewalten, die im Evangelium sind, aller Revolution aus dem Wege gegen wollen oder sie völlig vergessen haben. Und sind nicht Vertreter beider Sünden wider den heiligsten Geist des Christentums genug auf der Kanzel und unter der Kanzel?

Wieder tritt er jeder Halbheit und jedem Kompromiß entgegen, und nennt „Christlich-sozial“ eine sterbende Größe. Seine Hauptthesen in diesem Buche sind, daß das Christentum bis heute weder zum Menschen noch zu Gott durchgedrungen sei, und beides erweist er so klar, daß wir jeden Leser unseres Blattes bitten möchten, das bei ihm selber nachzulesen.

Er ist auch — den Bürgerlichen unter uns sei dies als Trost gesagt — kein blinder Nachbeter der Sozialdemokratie. Schärfere, weil feinere Wahrheiten sind ihr lange nicht gesagt worden. Er glaubt nicht, vor jedem Parteibeschluß in Ehrfurcht ersterben zu müssen und zu allen Fehlern Ja zu sagen, wie es leider dieser oder jener Theologe machen zu müssen scheint, „damit die Arbeiter an uns glauben.“ Das ist gerade das Große bei Kutter, daß er sich die Selbständigkeit wahrt und bei aller Betonung der äußeren Umgestaltung doch in erster Linie religiös orientiert bleibt und immer wieder auf die Grundfragen zurückgeht. Wenn diese Bücher hüben und drüben mit vorurteilslosem Sinn gelesen würden, so wäre ein großer Schritt vorwärts getan. Denn, daß die Revolution des Christentums möglichst glatt und unblutig verlaufe, ist auch des Verfassers Wunsch. Nur das verkündigt er immer und immer wieder, daß nur die ganze Wahrheit und der unmittelbar erfaßte Gott uns vor Katastrophen bewahren werden.“

Amerikanische Ideale.

Von Rev. Charles W. Wendte-Boston.

(Uebersetzt von Helene Engel-Reimers, Eutin.)

Jede Nation, mag sie auch aus noch so vielen Einzelstaaten oder Stämmen bestehen, hat einen gemeinsamen Charakter, durch den wir sie von jeder anderen Nation zu unterscheiden vermögen. Die Gesichter einzelner Männer und Frauen sind nicht mehr von einander verschieden, als die Nationen von einander verschieden sind in den charakteristischen Zügen ihres häuslichen, sozialen, politischen oder religiösen Lebens, ihrer Art der Auffassung, ihren sittlichen Grundsätzen und Idealen. Fast durch einen Blick schon kann man den Deutschen vom Franzosen unterscheiden, den Irländer vom Engländer oder diesen von einem Italiener oder Spanier. Jeder von ihnen kennzeichnet einen besonderen Typus, der sich aus seiner Umgebung heraus entwickelt hat, sowie durch die Arbeiten, Einrichtungen und die allgemeinen Lebensanschauungen, die die Gemüter beherrschen. Man würde dieses bei den Amerikanern weniger erwarten, da unsere Gesellschaft aus so vielen verschiedenen Nationen und Volkstypen besteht. Schon vor zweihundertundfünfzig Jahren, als die Holländer ihre Kolonie Neu-Amsterdam den Engländern übergaben, wurden in jener kleinen Niederlassung acht verschiedene Sprachen gesprochen. Wir wissen, wie vielsprachig, welch ein Babel von Sprachen die große Metropole seitdem geworden ist. Und wie in New York, so verhält es sich mehr oder weniger in der ganzen Union. Darum hört man oft sagen, es gäbe keinen bestimmten amerikanischen Typus, dieser sei noch im Entstehen begriffen. Man sagt uns, wir könnten den wirklichen, endgültigen Amerikaner erst nach einem oder zwei Jahrhunderten erwarten, wenn diese Mischung der amerikanischen Gesellschaft, die wie in Hekates Kessel zu wallen und zu sieden scheint, in allen ihren Verschiedenheiten und Kämpfen der Sprache, der Farbe, der Rasse, der Gewohnheiten, der Vorurteile, der geistigen und sittlichen Grundsätze und der Glaubensbekenntnisse dann endlich zur Ruhe gekommen sein wird und sich gesichtet hat zu den bleibenden Elementen der nationalen Kraft und des Charakters.

Aber trotz diesen verschiedenen Bestandteilen unseres sozialen und politischen Lebens wird es uns jetzt schon möglich sein, gewisse gemeinsame Charakterzüge, gewisse vorherrschende Meinungen und Ziele zu unterscheiden, die wir mit Recht unsere amerikanischen Ideale nennen dürfen, und die uns von jeder anderen Nation der Erde unterscheiden.

In diesen Idealen besteht das wirkliche Leben einer Nation. Die Aussicht auf ihr Fortbestehen und ihre Größe liegt nicht in ihrer Bevölkerung, ihrem Wohlstand oder ihren natürlichen Vorzügen. Die Bevölkerung kann abnehmen oder sich zerstreuen, der Wohlstand kann dahinschwinden, der Acker kann unfruchtbar werden, Wälder und Minen können sich erschöpfen, — aber wenn das Gewissen eines Staates unbestechlich bleibt und er seine Ideale hochhält, dann wird er so lange wie die Menschheit leben und diese beeinflussen auch noch, wenn seine Existenz als Nation aufgehört hat. China hat seit mehr als tausend Jahren als Nation bestanden, und seine Bevölkerung macht ein Drittel der ganzen Bevölkerung des Erdballs aus, aber da es seelenlos ist, so ist sein Einfluß auf die Menschheit als solche unbedeutend gewesen. Griechenland, das nur einen kleinen Fleck auf der Erdoberfläche einnimmt, lebt als allesbeherrschende Kraft in der Neuzeit, wie einst im Altertum. Griechenland lebt, trotzdem es längst tot ist. China ist tot, auch wenn es heute noch lebt. Denn „wo keine Erkenntnis ist, da verdirbt das Volk." Nur durch eine Wiedergeburt des geistigen und sittlichen Lebens kann der Orient wieder eine bleibende Kraft in der Welt werden.

Welches sind nun die charakteristischen Ansichten und die idealen Ziele der amerikanischen Gesellschaft? Ich will nicht sprechen von unserem Glauben an Freiheit, nationale Ehre und Integrität, an Redlichkeit und Gerechtigkeit, an häusliche Tugend, an Bildung, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, — denn dieses sind die fundamentalen Anforderungen, die man an jede Art einer gebildeten Gesellschaft stellt. Auf diese müssen alle Staaten und Regierungen sich gründen, um bleibend und glücklich zu sein. Die Vereinigten Staaten haben diese Vorzüge nicht erfunden und führen sie auch nicht erst ein in die Reihen der Nationen. Wir haben sie geerbt von unseren englischen, deutschen und sonstigen Vorfahren der Alten Welt. Aber die Vereinigten Staaten heben in ihrem politischen und sozialen Leben gewisse andere geistige und sittliche Gedanken hervor, die ihnen eigentümlich sind, die die Charakteristik ihrer Kultur besonders kennzeichnen und ihr Beitrag zur Entwicklung der Menschheit sind.

I. Das erste dieser Ideale, das ich erwähnen möchte, und das wohl das wichtigste ist, ist unser Glaube an die Zuverlässigkeit des gemeinen Mannes. Dieses Vertrauen zu der Intelligenz, der Möglichkeit der Belehrung und den sittlichen Fähigkeiten des Durchschnittsbürgers liegt unserem ganzen sozialen und politischen System zugrunde und ist in großem Maße gerade uns als einer Nation eigentümlich. Bis jetzt wurde in der Weltgeschichte bis auf wenige Ausnahmen dem gemeinen Manne nicht getraut, er wurde vielmehr gefürchtet. Er wurde unter eine gewisse Vormundschaft gehalten, unterdrückt und auf den Weg hingeleitet, den er gehen sollte, hingewiesen auf das, was er denken und tun sollte.

Die Vereinigten Staaten haben zum erstenmal in großartiger Weise ihre Regierung ohne jede Einschränkung auf den Glauben an das einfache Volk gegründet, auf den Grundsatz, daß der Durchschnittsmensch danach strebt, das Rechte zu tun. Er mag verführt werden und auf Irrwege geraten, er mag zeitweise selbstsüchtig und ungerecht sein (wie die sogenannten „höheren Klassen" so oft gewesen sind), aber auf die Dauer und namentlich in den großen Krisen der sozialen und politischen Ordnung sind der gesunde Menschenverstand und die von keiner Sophistik angekränkelten sittlichen Instinkte des gemeinen Volkes das zuverlässigste Schiedsgericht, und sie entscheiden gewöhnlich für den richtigen Ausgang der Sache. Die Geschichte des amerikanischen Volkes ist seit zweihundert Jahren und länger der vornehmste Beweis für die Richtigkeit dieses Glaubens. Diese allgemeine Zuverlässigkeit genügte in den Tagen der alten Pilger von Neu-England, die kleine Niederlassung auf der rauhen Küste zu gründen, zu schützen und dauernd zu erhalten. Sie rechtfertigte sich aufs neue in unserer kolonialen Geschichte, wo soziale und politische Tugenden entwickelt wurden, und wo diese patriotischen Kämpfe fast ausschließlich geleitet wurden von ganz einfachen Leuten, die dem Mittelstande angehörten und zum größten Teil von ihrer Hände Arbeit lebten.

Wieder und wieder in den großen sittlichen Krisen der Nation appellierte man endgültig und mit Erfolg an den Gemeinsinn und an das Volksgewissen. Und auch heute noch wird der große Kampf für industrielle und soziale Gleichheit, für ökonomische Gerechtigkeit, die brennenden Fragen unserer Zeit, geführt nicht von den gelehrten oder wohlhabenden oder müßigen Klassen sondern von dem einfachen Volke der Vereinigten Staaten, von den Handwerkern und Fabrikarbeitern, den Landleuten und kleinen Geschäftsleuten und Taglöhnerer

Wenn wir daher urteilen dürfen auf Grund unsern. praktischen Erfahrung als Nation, so wird dieser Glaube an die Intelligenz und die Ehrlichkeit des Durchschnittsmenschen, darauf unser demokratisches System gegründet worden ist, nachdrücklich gerechtfertigt durch die Geschichte unseres Volkes. Er erwies sich als der beste Führer, den je eine Aristokratie, sei es die des Reichtums, der Bildung oder der Geburt, hätte sein können. Heutzutage wird unsere soziale Frage sehr verwickelt durch den plötzlichen und großen Andrang fremder Einwanderer, die bedauernswerterweise oft einen schweren Mangel an Bildung, an Charakter zeigen, den Fähigkeiten eines freien Menschen. Trotzdem müssen wir glauben, daß unser demokratisches Ideal unser sicherster Führer und Wächter sein wird für die Zukunft, wie es in der Vergangenheit gewesen ist, und daß der Ratschlag von Lincoln: „Vertraut dem Volk und glaubt, daß es das Rechte tun wird so, wie Gott es ihm weist!" die erste politische Tugend unserer Zeit ist.

Auf das Zutrauen zum gemeinen Manne, das durch freies und allgemeines Wahlrecht zum Ausdrucke kommt, gründen sich unsere republikanischen Einrichtungen, und sollten diese jemals gestürzt werden, so würde das nur sein können durch unsere Untreue gegen dieses fundamentale und demokratische Ideal unserer Nation.

II. Ein zweites amerikanisches Ideal sehe ich in der bei uns herrschenden Ehrfurcht vor der Industrie, — vor ernster, produktiver Arbeit, sei sie die des Geistes oder die der Hand.

Diese Ehrfurcht war schon eine vorherrschende Tugend unserer Vorfahren, welcher Nation oder Rasse sie auch angehören mochten. Die Erinnerung an ihren emsigen Fleiß mag hie und da verlöscht sein, aber in größerem Maße ist sie nie aus dem Gedächtnis unseres Volkes entschwunden.

Die Klasse der Müßiggänger, die keine Arbeit verrichten oder sie gar verachten, ist glücklicherweise nur klein bei uns. In einigen der älteren und wohlhabenderen Gemeinden von Amerika hat dieses Element wohl einige Vertreter, und mit der schnellen Anhäufung und Vererbung des Reichtums mögen sie sich vermehren, aber die Söhne und Töchter reicher Männer, die Müßiggänger der eleganten Welt, wie man sie in den Klubs und auf dem Rennplatze findet, und deren Hauptaufgabe darin besteht, die Zeit tot zu schlagen, sich zu amüsieren und zu betäuben, — all diese lassen sich doch nur in geringer Zahl bei uns finden, und die arbeitsamen und ernstdenkenden Massen des Volkes blicken mit Verachtung und Unwillen auf sie. Oft hören wir von europäischen Kritikern sagen, daß eine wohlhabende Klasse von Müßiggängern für unser Land von Vorteil sein würde. Aber wir vermögen diese Ansicht nicht zu teilen. Sollte in der Tat eine solche Klasse bei uns bestehen, und sollte sie dann wirklich jenen regen Anteil an allgemeinen und öffentlichen Dingen nehmen, wie man uns im Falle ihres Daseins verheißt, — nun, dann wäre sie auch nicht länger eine Klasse von Müßiggängern!

In der europäischen Gesellschaft sind die hochgeborenen, die wohlhabenden, privilegierten Klassen der Gegenstand der

allgemeinen Bewunderung und des Neides. Aber in unserem Lande sind es der fleißige und energische Arbeiter, die Führer der Industrie, die Männer, die sich emporgearbeitet haben und weiter arbeiten, — die das Volkswohl begründen und vergrößern, die die Achtung der Menge gewinnen. Wir sind geneigt, ihnen manchen Fehler zu vergeben, wie die übergroße Selbstsucht und die Zusammenraffung irdischer Güter und Ehren, — weil wir in ihnen unser nationales Ideal sehen: den Wert und die Würde der produktiven Arbeit.

III. Ein drittes Ideal unseres amerikanischen Lebens ist die Volksbildung. Sie macht einen Hauptbestandteil sowohl unserer lokalen als nationalen Regierung aus. Um sich zu vergewissern, daß seine Bürger intelligent seien und imstande, die bürgerlichen und religiösen Fragen zu entscheiden, die ihnen vorgelegt werden, muß der Staat ein Erzieher des Volkes sein. Dieser Gedanke ist die Rechtfertigung für das große System der öffentlichen Schulen, das mit einem so großen Aufwand von Kraft und Geld eingerichtet worden ist. Die Volksschulen der Vereinigten Staaten zählten im Jahre 1905/1906 — 466.063 Lehrer. 1.6641.970 Kinder wurden unterrichtet, und noch 2 Millionen mehr in privaten und anderen Schulen. Außerdem unterhält der Staat als freiwilliges Zeichen seiner Wohltätigkeit eine große Zahl von Normalschulen, Hochschulen und Universitäten, damit die Kinder armer Eltern nicht unter Vorteilen an einem Mangel für ihre Bildung leiden sollen im Vergleiche mit denen reicher Leute. Wenn man mit diesen Staatseinrichtungen die privaten und Gemeinde-Bildungsstätten des Landes zusammenrechnet, so ergibt sich die große Summe von 493 Hochschulen und Universitäten, mit 22.000 Professoren und Lehrern und beinahe 230.000 Studenten, mit einem jährlichen Einkommen aus verschiedenen Quellen von 41 Millionen Dollar und einem Vermögen an Ländereien, Gebäuden, Bibliotheken, Lehrmitteln und angelegten Geldern von über 500 Millionen Dollar. Kein anderes Volk unter der Sonne, nicht einmal Deutschland, kann so viel vorweisen. Man vergleiche hiermit die älteren Länder, wie Italien und Spanien, Frankreich und England, wo noch immer die Volkserziehung eine Frage des Kampfes ist, und man wird erkennen, welch ein großer Unterschied in dieser Beziehung zwischen unserem Land und anderen herrscht, und daß wir ein Recht dazu haben, „die allgemeine Volksbildung" im wahren Sinne des Wortes ein amerikanisches Ideal zu nennen. Das Motto der Alten Welt scheint gewesen zu sein: „Laß das Volk verdummen, und man kann es für immer unter Vormundschaft halten — Vasallen eines feudalen Staates —, Sklaven von Königen, Aristokratien und Priestern." Amerika aber sagt: „Der gebildete Mann ist der sichere, zuverlässige Mann, das beste Material für Bürger eines freien und aufgeklärten Staates und des Fortschritts der Gesellschaft." Wir glauben, daß jeder Dollar, der für Schulen verwandt wird, uns zwei Dollar erspart, die sonst für Gefängnisse, Besserungsanstalten und Unterstützungen ausgegeben werden müßten. Keine Angelegenheit liegt dem Herzen unseres Volkes näher, als die der Schulen, und keine Ausgabe wird mit größerer Freude gemacht, als die dazu bestimmt ist, Wissen, Intelligenz und Tugend unter uns zu verbreiten. (Schluß folgt.)

Vereine und Versammlungen.

Die Berliner Liberale Pastoralkonferenz hält ihre Herbstversammlung am Montag, den 12. Oktober 1908, abends 6 Uhr pünktlich im Architektenhaus Berlin W, Wilhelmstraße 92/93, Saal C. Hauptgegenstand der Tagesordnung ist ein Vortrag des Herrn D. Websky über: Otto Pfleiderers Theologie und Religionsphilosophie. Nach der Versammlung zwangloses Beisammensein. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich. Theologen im Kirchen- oder Schulamt und Kandidaten der Theologie sind als Gäste herzlich willkommen.

In **Braunschweig** findet am 21. Oktober die 15. Jahresversammlung des Freien kirchlichen Vereins statt. Pastor Koch-Völkenrode und Kommerzienrat Hauswaldt-Braunschweig referieren über: Was erwartet die evangelische Landeskirche Braunschweigs von der nächsten Landessynode?

Versammlungskalender.

29. Sept. bis 1. Okt.:	Allgem. Evang.-prot. Missionsverein in Breslau.
4.—7. Oktober:	Evangelischer Bund in Braunschweig.
5.—7. „	21. deutscher evang. Kirchengesangvereinstag in Berlin.
6.—16. „	Apologetischer Instruktionskursus des Zentralausschusses für Innere Mission in Berlin.
7. u. 8. „	Freunde der Christlichen Welt in Eisenach.
19.—21. „	Theologischer Ferienkursus in Gießen.
21. „	15. Jahresversammlung des Freien kirchlichen Vereins in Braunschweig.

Neue Erscheinungen.

Baars, Pastor, „Sexuelle Ethik", Vortrag. 31 S. . . . . . —,50.
Benzinger, Lic. Dr., „Wie wurden die Juden das Volk des Gesetzes?" 48 S. . . . . —,70, geb. 1,—.
Böhtlingk, A., „Bismarck und Shakespeare". Eine Studie. 149 S. . . . . 3,—, geb. 4,—.
Hartmann, L. M., „Theodor Mommsen". Eine biograph. Skizze. 259 S. . . . . 4,—.
Köhler, Prof., „Katholizismus und moderner Staat". 43 S. 1,—.
Thotzky, H., „Vom Erleben Gottes". . . . . Kart. 1,80.
Niebergall, Prof. Dr. „Die evang. Kirche und ihre Reformen". 163 S. . . . . 1,—, geb. 1,25.
Rühlmann, D., „Politische Bildung". 158 S. . . . . 2,80.
Schubring, Pfarrer, W., „Das beste fürs Land". Ratgeber bei Beschaffung guter Bücher. 126 S. . . . . 1,—.
Schulze-Gaevernitz, Prof. Dr., „Marx oder Kant?" 56 S. . 1,—.
Stein, Prof. und **Huobs**, Pfarrer, „Volksbildung, Politik und Religion". 36 S. . . . . —,60.

Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Im September wird erscheinen:

Ethik und Kapitalismus

Grundzüge einer Sozialethik

von **Lic. G. Traub**, Pfarrer in Dortmund.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Brosch. M. 4,20, geb. M. 5,—.

Ueber die erste Auflage schreibt D. Fr. Naumann in seiner „Hilfe":

„**Dieses Buch ist aus unserer Bewegung herausgewachsen und gehört zum Besten, was durch sie hervorgebracht wurde. . . Es ist eine Fundgrube von treffenden Einzelbemerkungen**, es will aber gleichzeitig noch mehr sein und ist mehr. Es ist der Versuch, statt der üblichen schematischen theologischen Ethik ein System sittlicher Werturteile aufzustellen, das mit dem wirklichen Leben in Wechselwirkung steht. . . Wer Volkstum kennen lernen will, der greife zu. **In gewissem Sinn bietet Traub auf industrialistischer Seite das, was einst Riehl auf agrarischer Seite geleistet hat: moralische Psychologie der verschiedenen Volksschichten.**"

Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Familienanzeigen

kosten im **Protestantenblatt**
nur **15 Pfennig**
(statt 30 Pfennig) pro Zeile.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.